

Kontext: Kirschbaum war professionell eine Art wissenschaftliche Mitarbeiterin Barths – zwar außerhalb der Universität, aber durchaus mit Bezügen. Privat lebte sie in einer ménage à trois mit ihm und seiner Familie. Während ihre professionelle Biografie also dem damals herrschenden Bild der Frau als „Dienerin und Gehilfin des Mannes“ entsprach, verstieß ihre private gegen alle Konventionen. Freiling beschriftet den für sie als Frau beschwerlichen Weg als Theologin – für sie war zwar das theologische Examen möglich, von einer ihren männlichen Kollegen gleichgestellten Tätigkeit als Pfarrerin konnte aber keine Rede sein. Zusätzlich erschwert wurde ihre Laufbahn durch ihr Bekenntnis zur BK. Freiling stand professionell als Theologin am Rande ihres Berufsstandes, über die private Elisabeth schweigt sich das Buch leider aus. Vielleicht gab es keine, denn Privatleben bedeutete für eine Theologin damals, auf die Rolle der Ehefrau zurückgeworfen zu werden. So erging es Luise Haverkamp, die als Vikarin arbeitete, nach ihrer Heirat mit Karl Krämer wurde sie dann „Pfarrfrau“.

Bei dem biografischen Kontext begreiflich, thematisieren die Briefe sehr häufig das Verhältnis von Mann und Frau und daraus folgende die Stellung der Frau in der Kirche. Während Kirschbaum aus ihrer privaten Situation einen sehr differenzierten Blick auf das Thema Ehe und Scheidung wirft und es oft geradezu sophistisch behandelt, geben bei Freiling die fehlenden beruflichen Perspektiven und die Beschwernisse der Arbeit den Ton an – und der Ton ist „Moll“. Schon bei den Genderfragen zeigt sich die Aussagekraft der Briefe. Sie bleiben keineswegs in der biografisch-privaten Betroffenheit stecken, sondern diskutieren ebenso offen wie fachkundig theologische und kirchenpolitische Fragen. Die Frauen holen dank ihrer internen Kenntnisse dabei die Fragen der Zeit aus der Abstraktheit von Denkschriften und Gesetzesentwürfen ebenso heraus, wie sie beide auch eigenständige exegetische Überlegungen anstellen, und verankern sie in ihrer alltäglichen Wirklichkeit.

Ein Beispiel dafür ist die Homosexualität von Hellmut Traub, den beide persönlich kannten. Kirschbaum und Freiling teilten die damals vorherrschende Auffassung von Homosexualität als Verstoß gegen Gottes Gebote, von daher mussten sie Traub als Sünder betrachten. Darüber hinaus fiel Homosexualität unter den berichtigten Paragraphen 175, der Traub auch zum Straftäter machte. Dennoch brachten sowohl Kirschbaum als auch Freiling Traub Empathie und Wertschätzung entgegen – vor allem Kirschbaum setzte sich auch persönlich sehr für ihn ein.

Sehr interessant sind die Briefe auch im Hinblick auf Karl Barth. Kirschbaum ist ihm in Liebe ergeben, sie weiß aber offenkundig um ihre Bedeutung für seine Arbeit und schreibt oft als seine Gralshüterin. Im Gegensatz zu ihrer professionellen Deutungsmacht scheint sie an ihrer privaten Stellung durchaus Zweifel gehabt zu haben: Immer wieder verwies sie entgegen der herrschenden Rechts- und Moralvorstellungen darauf, dass ihre nur auf Liebe basierende „Ehe“ mit Barth eine „richtige“ Ehe sei, die keiner behördlichen Legitimierung bedurfte.

Auch Freiling ist Barth ergeben – mit geradezu kindlichem Vertrauen blickt sie zu ihm auf und erwartet Orientierung und Lebenshilfe. Im Laufe der Jahre allerdings verändert sich ihre Haltung: Sie ist weiterhin loyal, aber deutlich emanzipierter.

Der Briefwechsel gewährt einen sehr intimen Blick in einen Lebensabschnitt zweier sehr evangelischer Frauen, die sicher repräsentativ sind und eine ausgeprägte protestantische Mentalität aufweisen, deren Verhaltensmuster aber aufbrechen können, wenn persönliche Erfahrungen darüber hinausgehen. Bemerkenswert und symptomatisch für eine Binnensicht, wie sie für die beiden Frauen und wohl auch für die BK ganz allgemein gilt, ist eine spürbare Zurückhaltung hinsichtlich des politischen Tagesgeschehens – die Verfolgung politischer Gegner und auch die zunehmende Entrechtung der Juden kommen zum Beispiel nur marginal vor, dann aber durchaus kritisch und offen. Das macht die Briefe als Quelle nicht weniger wertvoll, im Gegenteil.

Es ist diese Spannung zwischen der eigenen, persönlichen Lebenssituation, den angespannten kirchlichen Bedingungen zwischen der BK, den Deutschen Christen und den „Neutralen“ sowie dem theologischen Diskurs, die diese Briefe eine ausgesprochen vielseitige Perspektive eröffnen lassen, und zwar sowohl in ihren hellsichtigen Kommentaren wie in den unterbelichteten Themen.

*Solingen*

*Birgit Siekmann*

*Thomas M. Schimmel, Auf dem Weg zur Vereinigung. Die Arbeit des Kooperationsrates der vier deutschen Franziskanerprovinzen in den Jahren 2004 bis 2010 (Franziskanische Forschungen 53), Münster: Aschendorff Verlag 2014, 244 S., ISBN 978-3-402-18689-3.*

Während das religiöse Ordensleben in den jungen Kirchen Asiens, Afrikas und Südamerikas boomt, erleben Nordamerika und Europa einen Rückgang, der vor einem hal-

ben Jahrhundert schleichend einsetzte und in den letzten Jahren zu einem markanten Klostersterben geführt hat. Um ihre Präsenz weitblickend zu planen und ihre Aufgaben in der Grundausbildung, Leitung, Verwaltung und Öffentlichkeitsarbeit weiterhin gut wahrzunehmen, haben Orden mit mehreren Provinzen Fusionsprozesse durchgemacht. So schlossen sich in neuester Zeit unter den Männerorden etwa 2004 die Jesuiten und 2007 die Steyler Missionare zu einer gesamtdeutschen und 2012 die Minoriten zur deutschsprachigen Großprovinz D-A-CH zusammen mit dem Ziel, ihre schwindenden personellen wie wirtschaftlichen Ressourcen optimal einzusetzen und Synergien zu nutzen.

Unter den aktuellen Beispielen solcher Fusionsprozesse ist der Zusammenschluss der deutschen Franziskaner im Rahmen einer politologischen Dissertation eingehend beleuchtet und ausgewertet worden. Die von der Freien Universität Berlin Anfang 2013 angenommene Doktorarbeit ist Werk eines Insiders, der einen wesentlichen Beitrag zur gelungenen Vereinigung der vier deutschen Franziskanerprovinzen *Saxonia*, *Thuringia*, *Colonia* und *Bavaria* geleistet hat. Thomas M. Schimmel wurde 2007 – bis anhin Leiter des Berliner Büros der *Missionszentrale* (Hilfswerk der mitteleuropäischen Franziskanerprovinzen) – geschäftsführender Sekretär jenes Kooperationsrates, der den Fusionsprozess bis zu seinem erfolgreichen Abschluss leitete.

Mit seiner detaillierten Untersuchung eines komplexen Vereinigungsprozesses, der 1997 mit der Kooperation der vier Provinzen in der Grundausbildung einsetzte und am 1. Juli 2010 in der Errichtung der gesamtdeutschen Franziskanerprovinz *Germania* gipfelte, betritt der heute 49-jährige Politologe Neuland. Seine Prozessanalyse konzentriert sich auf die Entscheidungsinstanzen und -wege, ihre Ziele, Grundlagen, Effizienz und Akzeptanz. Der „teilnehmende Beobachter“ wendet dabei das kybernetische Modell des Sozial- und Politikwissenschaftlers Karl Wolfgang Deutsch (1912–1992) auf die schrittweise Fusion an. Die kritische Analyse will aufzeigen, „inwieweit sich die Strukturen des Kooperations- und Vereinigungsprozesses als Modell für andere Vereinigungsprozesse von Ordensgemeinschaften und Ordensprovinzen eignen, um kreative, schnelle und dauerhafte Entscheidungen für die Vereinigung treffen zu können.“ (210). An den konkreten Beispielen der Ausgestaltung einer gemeinsamen Grundausbildung, des gemeinschaftlichen Weges zu einem neuen Logo/Corporate Design und der wirt-

schafflichen Fusion zeigt die Dissertation minutiös auf, wie effizient, lernfähig und kommunikativ die Entscheidungsinstanzen jahrelange Prozesse gestaltet haben. Das Fazit stellt fest, dass der „Kraftakt“ dieser Vereinigung „über die gesamte Zeit von einer hohen Akzeptanz durch die Ordensmitglieder“ getragen war (211), obwohl die Mentalitätsunterschiede beträchtlich sind und die historisch gewachsene Identität der einzelnen Provinzen teilweise fast 800 Jahre zurückreicht. Die erfolgreiche Vereinigung kann anderen und „künftigen Fusionsprozessen... als Modell gelten“ durch „die Besetzung des Steuerungsgremiums mit Entscheidungsträgern der Fusionspartner“, „das Prinzip der gleichen Stimmanteile und der Einstimmigkeit“, „die Schaffung paritätisch besetzter Facharbeitsgruppen“ und „eine offensive und stetige Öffentlichkeitsarbeit in den Organisationen der Fusionspartner“ (213). Zugleich zeigt der Politologe neben „erfolgreichen Strategien“ auch konkrete Probleme auf, die sich den Entscheidungsträgern im Neuland des Vereinigungsprozesses stellten, um „für künftige Prozesse dieser Art“ eine Reihe von Empfehlungen zu geben (213–215).

Die detailreichen Analysen der Promotionsarbeit mit insgesamt 50 Tabellen und Abbildungen (Karten, Schemata, Grafiken) sind ein innovativer Fachbeitrag zur politologischen Forschung und in ihren Ergebnissen auch lehrreich für weitere Fusionsprozesse religiöser Orden. Die historische Zunft mag dem Politologen einige geschichtliche Unschärfen verzeihen. So differenziert etwa die kurze christliche Ordensgeschichte (53–56) für das Mittelalter innerhalb des monastisch-benediktinischen Modells (Benediktiner, Zisterzienser), nicht aber grundlegend zwischen *ordo monasticus* und *ordo canonicus*. Prämonstratenser gehören dem letzteren an und suchen nicht „das benediktinische Mönchtum... zu reformieren“. Die Jesuiten entstanden ab 1534 und damit klar vor „der Barock- und Aufklärungszeit“. Die Trias der drei Gelübde bildet sich erst um 1200 heraus und etabliert sich mit den Trinitariern und den Franziskanern, weshalb sie vom Autor den entstehenden Ritterorden voreilig zugeschrieben wird (55). Die Beschreibung der fünf Kategorien katholischer Orden beschränkt sich auf die Männer: es gäbe zu jeder Kategorie auch weibliche Beispiele anzuführen (59). Die soziokulturelle Verortung des entstehenden Franziskanerordens baut auf die Franziskusbiografie des Mediävisten Raoul Manselli von 1989, dessen Zunftkollege André Vauchez inzwischen mit *François d'Assise. Entre histoire et mémoire* (Paris

2009) neue Maßstäbe gesetzt hat. Dem populären Buch der Soziologen und Politologen Peter Kammerer, Ekkehart Krippendorf und Wolf-Dieter Narr folgend (*Franz von Assisi – Zeitgenosse für eine andere Politik*, Düsseldorf 2008), sieht der Autor den Ordensgründer in der Zeit „der ersten frisch geprägten Dukaten, Fiorini und Goldscudi“ aufwachsen (60). Erste Dukaten wurden jedoch lange nach „der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts“ 1284 in Venedig geprägt, die florentinische Goldmünze Florin kam 1252 auf und die Scudi d'Oro waren erst 1350–1866 im Umlauf. Auch biografische Angaben zu Franziskus sind unpräzise. Der junge Kaufmann hieß nicht Bernadone, sondern wird nach seinem Vater und Großvater benannt, präzise also Francesco di Pietro di Bernardone (mit r des Bernhardus: 60).

Eine letzte Korrekturlektüre hätte auch eine Anzahl von Tippfehlern beseitigt: Thuringia (45), Partikularstuten (68) und Partikularstauten (69), „über provinzielle Zusammenarbeit“ (statt *überprovinziell*: 79), Abschnitt 4 (83), Lebensstandart (103) und Nikolaus neben Niklaus Kuster (222). Layout-technisch wirken viele Schemata wie Powerpoint-Folien (farbig, schwarz-weiß gedruckt) und müssten für eine Buchpublikation grafisch optimiert werden.

Die Dissertation bietet für Historikerinnen und Kirchengeschichtler über die politologischen Analysen eines komplexen Fusionsprozesses hinaus wertvolle Überblicke über die Präsenz der Franziskaner in Deutschland seit ihrer ersten Ansiedlung im Herbst 1221. Das 2. Kapitel zeichnet einen „Abriss zur Entwicklung der vier deutschen Franziskanerprovinzen“ (33–51) mit einem Stammbaum aller Verzweigungen und Zusammenschlüsse von 1221–2010, je einem Zeitstrahl zum Mittelalter, zur frühen Neuzeit und zur Zeit seit der Säkularisation sowie Karten, welche die wechselnden Provinzgebilde auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik verzeichnen. Aufschlussreich ist auch die kurze Geschichte des Geldgebrauchs im Franziskanerorden: vom Verbot der Ordensregel über die Einrichtung des Prokuratorenamtes bis zur modernen Finanzverwaltung der Brüder (182–209). Von der *Fachstelle Franziskanische Forschung* (FFF) in Münster veröffentlicht, dokumentiert und analysiert die Dissertation als Band 53 in der Reihe *Franziskanische Forschungen* ein innovatives Beispiel zeitgenössischer Ordensgeschichte.

Luzern

Niklaus Kuster

Martin Greschat, *Der Erste Weltkrieg und die Christenheit*. Ein Globaler Überblick, Stutt-

gart: Kohlhammer 2014, 164 S., ISBN 978-3-1702-2653-1.

Zum Gedenkjahr des Ersten Weltkrieges bringt der emeritierte protestantische Gießener Kirchenhistoriker Martin Greschat einen knappen Überblick über die kirchengeschichtliche Komponente dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. In Anlehnung an dieses bekannte Diktum des amerikanischen Historikers George F. Kennan bezeichnet Greschat den Ersten Weltkrieg als „umfassende Katastrophe des europäischen Christentums in allen seinen Konfessionen“ (S. 151) und interessiert sich deshalb neben der Stellung der einzelnen Konfessionen im und zum Krieg vor allem für die Konsequenzen, die der Erste Weltkrieg für das Christentum weltweit hatte, d. h. also auch in den Kolonien in Afrika und Asien. Dabei stellt Greschat dar, wie der Weltkrieg die Abkehr von Europa auch im Hinblick auf die Kirchen förderte und indigene Formen des Christentums hervorbrachte.

Dabei verfolgt Greschat einen kulturgeschichtlichen Ansatz, indem es ihm in erster Linie um Wahrnehmungs- und Deutungsmuster geht – sicher der geeignete Zugang zu einem Thema, das sich mit Institutionen beschäftigt, deren Aufgabe die Produktion von Sinn und Bedeutung ist. Ausdrücklich behandelt Greschat alle christlichen Konfessionen. Bemerkbar ist jedoch ein quantitatives Überwiegen der protestantischen Konfessionen in der Darstellung entsprechend der Profession des Autors.

Zu seiner Überblicksdarstellung sieht sich Greschat berechtigt, da die bisherige Erforschung der christlichen Religion im Ersten Weltkrieg nicht befriedigend sei. Vor allem die Tatsache, dass der Krieg eine „Fülle und Vielfalt ursprünglichen religiösen Verlangens“ (S. 12) freisetzte, das weder die Naturwissenschaften noch die Ersatzreligion des Nationalismus befriedigen konnten, aber auch nicht die Kirchen, weshalb volksreligiöse und abergläubische Praktiken blühten, sei von der Forschung noch kaum beachtet worden, was Greschat zu recht beklagt. Die zentrale Frage, welche die Kirchen als Institutionen zur Produktion von Sinn und Bedeutung betrifft, ist für ihn deshalb, inwieweit die offiziellen kirchlichen Verlautbarungen die Menschen an der Front überhaupt erreichten. Diese Lücke in der Forschung kann und will Greschat aber nicht schließen, vielmehr macht er die Existenz dieser Lücke schmerzlich bemerkbar.

Greschats handbuchartige Überblicksdarstellung ist nicht nach Themen, sondern nach Ländern gegliedert. Dies führt zu Redundan-